

Südtirol Krimi

RALPH NEUBAUER

Der **TOD**
zahlt alte

SCHULDEN



ATHESIA

Null

30. April

Felicitas Bös zerrte am Reißverschluss ihres Koffers und musste schließlich ihr ganzes Körpergewicht einsetzen, um den Inhalt so zusammenzupressen, bis der Schieber alle Rundungen nahm. »Fertig.« Ihr Blick streifte über das Chaos in ihrem Zimmer. »Nichts vergessen? Hab ich alles?« Ihrer Mitbewohnerin legte sie noch einen vorbereiteten Zettel auf den Küchentisch: »Bin ein bis zwei Wochen in Südtirol. Sollte sich die Uni bei dir melden, schicke mir eine Nachricht über WhatsApp. Wäsche ist noch in der Maschine. Bitte aufhängen. Feli.«

»Die wird sich wieder aufregen«, dachte sie. Sie schaute auf die Küchenuhr. »Es wird Zeit.« Sie zog den Rollenkoffer hinter sich her. »Zwei Wochen ausspannen wäre prima. Hoffentlich ist Thomas nicht zu anhänglich.« Sie überlegte: »Wenn er mir komisch kommt, fahre ich wieder zurück. Oder ich suche mir was anderes. So, wie das Geld reicht.«

»Das Dorf heißt Seis«, hatte Thomas gesagt. »Du fährst bis Bozen und dann nimmst du den Bus direkt vom Bahnhof. Der fährt circa 40 Minuten bis Seis. Ich hole dich ab. Die Pension liegt direkt gegenüber der Haltestelle.«

Schön war, dass sie im Institut nur wenige Urlaubstage einsetzen musste, da morgen ohnehin frei war und für sie ab Mitte Mai die Semesterferien begannen. Sie hatte eine billige Zugfahrt im Nachtzug ergattert und würde am »Tag der Arbeit« in Bozen ankommen. »Festa del Lavoro«. Gegen Mittag würde sie in Südtirol sein.

Sie war schon mit »Google Earth« in Seis gewesen. Die Bilder hatten sie neugierig gemacht. Thomas hatte ihr erzählt, dass das Mittelalter in Seis und den anderen Dörfern noch präsent sei. Sie hatte davon bei ihrer Google-Earth-Tour nicht viel bemerken können. Aber Thomas hatte zu diesem Thema auch einen speziellen Zugang. Felicitas wusste nur, dass dort ein berühmter Ritter gewohnt haben soll. Und Ritter waren seine Leidenschaft. Sie seufzte.

Er hörte das leise »Plopp« gar nicht. Die Kugel drang durch seine Schädeldecke, bevor der gedämpfte Schall des Schusses sein Ohr erreichen konnte. Sie zerstörte das Gewebe schlagartig, sodass er keinen Schmerz empfand. Sein Körper sackte nach vorne und fiel der Länge nach in die Grube, an der er drei Tage gearbeitet hatte.

»Es ist immer so einfach.« Der Mann verzog keine Miene, schaute auf den toten Körper. Er murmelte: »Jetzt bist du nicht mehr allein.«

Er blickte sich um. Diese Stelle war einsam, aber nicht weit von hier ging ein Wanderweg entlang. Skrupel, zufällige Zeugen ebenfalls zu liquidieren, hatte er keine. Er fühlte sich beobachtet. »Das war damals genauso«, erinnerte er sich. »Vielleicht ist es dieser Ort?« Sein Blick bewegte sich forschend zwischen den Bäumen des dunklen Waldes oberhalb von Hauenstein. Nichts. Nur diese Raben. Aber die waren auch schon vor Tagen hier, als er den jungen Mann an genau diesem Ort beobachtet hatte. Als er den Abzug betätigt und die Kugel mit einem leisen »Plopp« den Lauf verlassen hatte, waren die Raben nicht aufgeschreckt. Sie saßen in beträchtlicher Zahl auf den Bäumen, die den Ort der Tat umgaben. Sie blickten auf die tiefe Grube, in der der junge Mann in sich zusammengesunken war. Die Kugel im Hinterkopf. Einige der Raben waren kurz aufgefliegen, als der Mann zusammenbrach, hatten sich dann aber sofort wieder einen Ast gesucht. »Was wollt ihr Viecher?«

Der Mann schraubte den Schalldämpfer ab, verstaute ihn und die Pistole in seiner Jacke. Dabei befahl ihm wieder dieses unwirkliche Gefühl. Er fühlte nichts. Nichts. Nie hatte es ihm etwas ausgemacht, wenn er einen Menschen getötet hatte. Es machte ihm nichts. Es machte nichts mit ihm. Er fühlte nichts. Absolut nichts.

Wohlüberlegt verrichtete er jetzt die mechanische Arbeit. Der junge Mann hatte alles an diesen Ort hochgeschleppt, was er hier gebraucht hatte. Der Mann warf alles in die Grube, bis auf die Schaufel. Schippe für Schippe warf er Erde in das Loch, das jetzt ein Grab war. »Ein Doppelgrab«, sagte er leise zu sich selbst. Die Raben sahen ihm dabei zu.

Eins

1. Mai

Die neuen Mischungen der Kräutertees waren Elisabeths Mutter gut gelungen. Fabio musste alle neuen Mischungen »blind« verkosten und sein Urteil abgeben. Elisabeth tat es ihm gleich und war im Erkennen der verwendeten Kräuter und Pflanzen nicht zu übertreffen. Sie schmeckte fast jede Zutat heraus.

»Hier hast du vielleicht einen Hauch zu viel Pfefferminze hineingegeben. Das macht den Tee etwas zu streng, finde ich.« Das war ein typischer Kommentar von Elisabeth. Ihre Mutter nickte dazu oder wiegte ihren Kopf. Je nachdem. Nicken bedeutete: »Du hast vielleicht recht. Ich werde das überprüfen.« Kopfwiegen bedeutete: »Ich bin da aber ganz anderer Meinung. Die Mischung bleibt so.«

Die »Trafojer-Frauen« hatten ihren eigenen Kopf. Elisabeths Vater saß im Herrgottswinkel und schaute sich das Treiben entspannt an. Fabio saß – aus Sicht des Hundes – günstig auf einem Stuhl, sodass er seine Schnauze auf dessen Oberschenkel legen konnte. Das und sein Blick sprachen eine deutliche Sprache. Iro war ein bayerischer Gebirgsschweißhund, rehbraun, glatthaarig, schlank wirkend, aber dennoch ein Muskelprotz. Iro mochte Fabio seit ihrer ersten Begegnung. Vor knapp fünf Jahren, kurz nachdem Fabio Elisabeth kennengelernt hatte, musste er mit Elisabeths Vater gleich mit auf die Jagd. So eine Art Test war es wohl. Zu schauen, ob der Schwiegersohn in spe etwas tauge. Und tatsächlich war die Gamsjagd nicht einfach gewesen. Es ging steil hinauf, es wurde spät und der Weg im Dämmerlicht zurück zur Hütte war nicht leicht zu finden. Aber nach dem ersten gemeinsamen Abend auf der Berghütte hatte er bei Iro und dessen Herrchen einen guten Stand.

Der kleine Laurin lief schon in der Stube herum. Seine ersten Gehversuche hatte er erfolgreich gemeistert und freute sich über jeden seiner Fortschritte. Die Großeltern hatten ihre Freude, wenn Elisabeth und Fabio mit ihrem jetzt zweijährigen Jungen den Weg von Tisens ins Ultental fanden. Elisabeths Eltern lebten auf dem »Oberen Hof« in Kuppelwies.

Der Vater hatte noch fünf Stück eigenes Vieh im Stall, die Kühe mussten jeden Tag auf die steilen Weiden gebracht werden. Die

Mutter baute Heilkräuter an, aus denen sie aromatische Heil- und Genusstees mischte. Elisabeths Eltern waren aber nicht mehr die eigentlichen Herren auf dem Hof. Den hatte der älteste Bruder überschrieben bekommen. Luis hatte für seine eigene Herde einen recht großen Stall gebaut, modern und luftig. 35 Stück Vieh wurden hier versorgt, gingen jeden Morgen auf die Weidegründe und lieferten prima Milchqualitäten. Luis hatte für sich und seine Familie ein eigenes Haus bauen können. Die Eltern konnten daher im »Oberen Hof« weiter alleine leben. Elisabeths Vater dachte auch darüber nach, die Viehwirtschaft ganz aufzugeben. Die fünf Grauen waren ihm aber ans Herz gewachsen. »Das sind meine letzten Viecher«, sagte er immer. Und die Mama war ganz vernarrt in ihre Bio-Kräuter. So bestimmten die Milchwirtschaft und die Kräuter immer noch den Jahreslauf auf dem »Oberen Hof«, einem Gehöft aus dem 12. Jahrhundert. Der Hof atmete, wie die meisten alten Höfe im Ultental, Geschichte. Im unteren Geschoss soll sogar ein Gefängnis gewesen sein, wurde erzählt. Was dafür sprach, dass dieses Haus möglicherweise früher auch ein Gericht gewesen war. Der Hof wies einen besonderen Baustil auf. Ungewöhnlich für das Ultental. Er bestand aus einem Mauerhaus mit Erker und war nicht, wie sonst hier üblich, aus Holz gebaut. Auch das sprach dafür, dass dieses Haus in früheren Jahrhunderten möglicherweise eine andere Funktion als die eines Bauernhauses hatte.

Elisabeths Mutter stellte nun den letzten der drei neu komponierten Tees zum Verkosten auf den Tisch. Fabio und Elisabeths Vater nippten von dem heißen Getränk. Elisabeth zog den Duft ein und benannte die ersten Eindrücke: »Ein Hauch von Apfelminze, etwas Zitronenmelisse.« Sie überlegte: »Orangenminze auch. Und Kornblumen. Aber da ist noch etwas?«

Die Mutter schmunzelte: »Edelweiß ist auch drin!«

Dann nahm Elisabeth einen Schluck und nickte anerkennend. »Der ist richtig gut!«

Ihre Mutter nickte. »Ich nenn ihn ›Jochwind‹. Er hat was von der Frische des Winds, der über das Joch bläst.«

Sie blickte ihre Tochter etwas länger als sonst an und nickte ihr anerkennend zu: »Du bist gut im Erkennen der Kräuter.«

»Ich hatte ja auch eine gute Lehrmeisterin«, gab diese zurück. Beide lächelten einander zu.

Fabio kraulte den Kopf des Hundes, betrachtete dessen Mimik, die ihm zeigte, dass er völlig entspannt war. Als er aufblickte, nahm er auf dem Gesicht seiner Frau wahr, dass sich hinter ihrer Stirn ein Gedanke formte.

»Wenn ich deine Kräutertees in meiner Apotheke verkaufen würde, wie fändest du das?«

Elisabeths Mutter schmunzelte. »Du kannst es versuchen. Ich gebe dir ein paar Päckchen mit.«

Fabio konnte sehen, wie es hinter Elisabeths Stirn weiterarbeitete. Sie hatte dann einen intensiven Blick und ihre Stirn zog sich dabei leicht nach oben.

»Und wenn ich später selber Kräuter anbauen würde?«

Elisabeths Mutter lächelte wieder: »Dann würde mich das sehr freuen. Solange ich kann, will ich dir gerne mein Wissen um die Kräuter weitergeben. Du musst Wetter und Wuchs im Auge haben. Manche Kräuter darf man nur zu bestimmten Tageszeiten ernten, es muss bei einigen trocken sein, manchmal muss es bedeckt sein, weil zu viel Sonne die Schnittstellen verbrennt. Du brauchst viel Erfahrung für die Ernte und für das Trocknen der Kräuter. Es ist viel Arbeit, das musst du vorher wissen. Aber es macht auch viel Freude.«

Fabio wollte einwenden, dass sie doch überhaupt keinen Garten hätten, unterließ dies aber. Dann wäre sofort wieder die Diskussion losgegangen, ob, wo und wann sie bauen oder ein Haus kaufen. Seine Frau war der Meinung, dass ihre Wohnung bald zu klein werde. Klein-Laurin tobte durch die drei kleinen Zimmer ihrer Wohnung, und es war klar, dass weiterer Familienzuwachs mehr Platz benötigte, als sie derzeit zur Verfügung hatten. Elisabeth hatte seit Laurins Geburt dieses Thema immer wieder einmal angeschnitten. Fabio spürte, dass sie in diesem Jahr eine Entscheidung von ihm erwartete. Da gab es Pläne für ein Neubaugebiet in Prissian. Frei stehende Einfamilienhäuser nach modernem Standard sollten dort entstehen. Und es gab den alten »Ansitz Esser« unterhalb der Fahlburg. Ein Baudenkmal. Riesig groß mit nicht kalkulierbarem Renovierungsaufwand. Sie hatten sich seit Laurins Geburt mit dem Thema beschäftigt. Fabio liebäugelte eher mit dem Neubau, Elisabeth mit dem alten Gemäuer. Aber eine Entscheidung hatten sie bisher nicht getroffen. Fabio hatte seine Arbeitsbelastung als Grund für seine Unentschlossenheit vorgeschoben.

Allerdings musste er sich eingestehen, dass in den vergangenen zwei Jahren keine Fälle zu lösen gewesen waren, die ihn übermäßig gefordert hätten.

Das einzige Thema, das etwas mehr Brisanz hatte, waren die zunehmenden Schleppertransporte über den Brenner. Immer mehr Flüchtlinge, meist aus afrikanischen Staaten, versuchten über die Brenneroute in den »goldenen Norden« zu gelangen. Schlepperbanden sorgten für den Transport dieser Menschen, oft versteckt zwischen anderen Gütern, die mit Tausenden von Lkws über den Brenner fuhren. Anschließend ging es in aller Herren Länder, meist dorthin, wohin es schon andere aus derselben Flüchtlingsregion geschafft hatten. So wie damals ab Anfang 1940, als die ersten ausreisewilligen Optanten dorthin gingen, wo schon andere aus ihrem Dorf waren. Die beiden faschistischen Diktaturen Deutschland und Italien hatten die deutschsprachigen Südtiroler und Ladiner gezwungen, ihre Heimat zu verlassen und die Option für Deutschland auszuüben oder in Südtirol zu verbleiben, wo sie weitere sprachliche und kulturelle Unterdrückung erwartete.

Heute wie damals reiste man in eine fremde Welt, ließ die alte Heimat zurück. Die Zukunft war und ist für Entwurzelte ungewiss, eine Planung unmöglich. Heute wie damals vertraute man Versprechungen, die schon damals nicht gehalten wurden und heute wahrscheinlich auch nicht gehalten werden würden. Alle Reisenden nahmen große Strapazen in Kauf. Die Afrikaner setzten auch heute noch ihr Leben aufs Spiel. Alles in der Hoffnung, es woanders besser zu haben und die zurückgelassenen Familien aus der Fremde zu unterstützen. Damals profitierten die Herrschenden, heute profitierten Schleuserbanden, deren Hintermänner mit dem Geld der Ärmsten reich werden.

Außer den Lkw-Kontrollen mit Erfolgen, die lediglich zeigten, dass der Flüchtlingsstrom zugenommen hat, hatte Fabio in den letzten zwei Jahren eigentlich ein ruhiges Berufsleben führen können. Er war froh darüber. Konnte er doch deshalb jede Phase des kleinen Laurin hautnah miterleben. Das Krabbelalter, die ersten Gehversuche, die Zeit, als die Windel überflüssig wurde, und die Freude, dass es jetzt so gut klappte.

Aber die in dieser Zeit immer wieder mal zwischen Elisabeth und ihm diskutierte Frage, ob und wann sie bauen oder kaufen

sollten, war bisher nicht beantwortet. Und Elisabeths harmlos klingende Frage: »Und wenn ich später selber Kräuter anbauen wollte?«, zielte deshalb genau in diese Richtung. Denn ein eigener Kräuteranbau setzte eine große, geeignete Fläche voraus. Die hatten sie aber erst, wenn sie bauten oder kauften.

Und so ging es eigentlich schon seit Längerem. Elisabeth konnte mit kleinen Bemerkungen das unterschwellig gärende Thema beliebig oft an die Oberfläche spülen. Fabio spürte an der Schlagzahl, mit der sie das tat, dass sich ihre Gedanken mit diesem Thema intensiv beschäftigten.

Auch Elisabeths Eltern hatten sich in das Thema eingebracht, indem sie Baugrund angeboten hatten. Genauso, wie sie es Elisabeths älteren Bruder, Luis, und dem jüngeren Bruder, Sebastian, angeboten hatten. Luis hatte zugegriffen. Sebastian nicht. Luis war der bodenständige der Brüder. Sebastian hatte vor einigen Jahren noch als Redakteur bei einer Zeitung gearbeitet. Jetzt arbeitete er als freier Reisejournalist, weil er seinen Drang, die Welt zu erkunden, so am besten ausleben konnte. Er war auf der ganzen Welt zu Hause. Ein Häuschen, egal wo, war derzeit nichts für ihn, konnte ihn nicht reizen.

Fabios Gedanken kehrten an den Tisch zurück, als Elisabeths Mutter fragte: »Habt ihr euch denn schon entschieden, wo ihr bauen wollt? Denn, wenn du Kräuter anbauen willst, brauchst du schon einen guten Boden.«

Elisabeth sah Fabio an. Fabio sah seine Schwiegermutter an. Die schaute ihn an. Elisabeths Vater schmunzelte. Der Hund hob den Kopf.

»Ähm. Nein. Wir sind da noch nicht weiter. Ihr wisst ja. Da gibt es vieles zu bedenken.« Fabio schwieg. Der Hund legte den Kopf wieder auf seinen Oberschenkel.

*

Eduard war auf dem Rücken der Pferde aufgewachsen. Auf dem Hof seiner Eltern, in der Fraktion Auen, am Sonnenhang oberhalb von Sarnthein, hatte er schon als Knirps auf seinem Pony, Charlie, gegessen. Später hatte er eine Haflingerstute, Holde, mit der er fast täglich ausgeritten war. Er konnte also wirklich reiten. Hatte er bisher gedacht. Als ihn sein Freund Peter vor einer Woche gefragt

hatte, ob er als Ersatz für den verletzten Daniel beim »Oswald-von-Wolkenstein-Ritt« mitmachen würde, hatte er freudig zugestimmt. Diesen Wettbewerb hatte er immer schon mitreiten wollen. Bisher hatte sich keine Gelegenheit dazu gefunden. Denn hierfür brauchte es eine Mannschaft von vier Reitern.

Die anderen, Peter, Patrizia und Siegfried trainierten schon seit März. Außerdem ritten sie in dieser Formation – zusammen mit Daniel – schon zum x-ten Mal den Ritt. Daniel hatte sich Ende März bei einem Arbeitsunfall die linke Schulter so stark verletzt, dass sie ihm den linken Arm und die Schulter mit einer im rechten Winkel angebrachten Stütze »stillgelegt« hatten. Peter war froh, dass sie mit Eduard so schnell Ersatz gefunden hatten. »So können wir es wenigstens versuchen«, hatte Peter gesagt, als er Eduard gefragt hat.

Alle vier Turnierspiele waren auf Peters Hof in Rabenstein nachgebaut worden:

1. Turnierspiel am »Kofel« – Ringstechen

Der Kofel in Kastelruth war bereits in der Bronzezeit besiedelt. Ende des 16. Jahrhunderts eingeebnet, erhielt er mit sieben Kapellen sein heutiges Aussehen. Es war ein kreisrunder Platz, dessen Mitte am Tag der Veranstaltung zum Festplatz wurde. Von dort aus verfolgten die Zuschauer, wie Pferd und Reiter im vollen Galopp diesen Kreis ritten, eine Stange in der Hand, die sie durch insgesamt drei frei hängende Ringe werfen und wieder auffangen mussten, um sie anschließend dem nächsten Staffelterer zu übergeben. Wurde ein Ring nicht »gestochen«, musste der glücklose Reiter eine neue Runde starten. Verlor er seinen Stab, musste er sich einen neuen aus einer Tonne fischen und ebenfalls sein Glück erneut versuchen.

2. Turnierspiel am »Matzlbödele« – Vierergalopp mit Labyrinth

Das »Matzlbödele« in Seis war die Disziplin, bei der es im Wesentlichen auf die Mannschaftsharmonie ankam. Pferde und Reiter mussten wie ein Körper sein, solange es um den Vierergalopp ging. Dazwischen kam es auf Konzentration und Geschicklichkeit an, wenn jeder einzeln durch das Labyrinth musste. Die gesamte Strecke war mit lose aufgelegten Stangen markiert. Warf man eine

runter, wurden auf die Gesamtzeit Strafzeiten hinzugerechnet, und der Parcours war eng. Stangenabwürfe kamen daher häufig vor.

3. Turnierspiel am Völser Weiher – Galopp mit Hindernissen

Am Völser Weiher wartete ein Parcours, der viel Geschick und höchste Konzentration abverlangte. Nur ein Reiter, der Vierte, musste lediglich die Stange halten, weshalb man diese Position auf Eduard übertragen hatte. Es galt unter anderem eine hölzerne Kugel bei vollem Galopp in eine tief stehende niedrige Tonne zu werfen, bei der es häufig vorkam, dass die Kugel wieder heraussprang. Knifflig.

4. Turnierspiel in Prösels – Torritt

Vor der Kulisse von Schloss Prösels galt es in einem rasanten Slalom insgesamt acht Stangen im Galopp zu umreiten – hin und wieder zurück. Die Stangen standen nur fünf Meter voneinander entfernt, was für Pferd und Reiter bei vollem Tempo nicht viel Platz bedeutete. Auch hier wurde die Standarte von Reiter zu Reiter in einer Art Staffellauf übergeben. Schwierig und temporeich.

An diesem Wochenende war Eduards erstes Training. Heute übten sie den zweiten Wettbewerb. Das »Labyrinth«. Dabei galt es vor allem, als Mannschaft zu harmonisieren. Die vier Pferde mussten die rechtwinklige Galoppstrecke gleichzeitig und nebeneinander bewältigen. Das Ziel war die »Festung«, ein Geviert, dessen bemalte Wände ihm die Anmutung einer Burg gaben. Aus dieser Festung musste nun jeder Reiter einzeln einen komplizierten und sehr engen Parcours reiten, bei dem nur ein gut eingespieltes und geschicktes Team aus Pferd und Reiter ohne Strafpunkte durchkam. Zum Schluss gab es einen dramatischen Schlusspurt, bei dem alle vier Pferde, wieder dicht an dicht, im vollen Galopp eine 90-Grad-Kurve nehmen mussten. Die vier Reiter hatten dabei eine lange Stange zu halten, die auf keinen Fall losgelassen werden durfte. Die Galoppstrecke war durch lose aufgelegte Stangen markiert. Fiel eine runter, gab es Strafsekunden. Es war verdammt eng.

Eduard hatte die Position zwei eingenommen. Direkt neben dem innen laufenden Pferd. Das war die sicherste Position für einen Anfänger. Allerdings hatte er dann auch links und rechts

ihn bedrängende Nachbarn. Die »Beide-Beine-blau-Position«. Das galt allerdings auch für die Position drei.

Die Pferde und ihre Reiter mussten alle Turnierspiele blind beherrschen. Jede Bewegung musste bis ins Detail einstudiert werden. Eduard hatte noch nie vorher eines dieser Turnierspiele geritten. Jetzt wusste er, dass er noch viel lernen konnte. So wie es einem passionierten und gut trainierten Rennradfahrer ergehen würde, wenn sich ihm die Chance eröffnete, bei der Tour de France als Ersatzmann mitmachen zu dürfen.

Der Oswald-von-Wolkenstein-Ritt war Premium-Liga, Champions League, hatte Spitzenniveau. Er war durch Zufall dort hineingeraten. Peter hatte gesagt: »Eigentlich müssten wir absagen, weil Daniel ausgefallen ist. Aber mit dir würden wir es dennoch wagen. Das wird hart für dich, so kurz vor der Qualifikation. Wenn du zusagst, musst du fast täglich mit uns trainieren. Dann können wir die »Quali« schaffen.«

Die Qualifikation war am 15. Mai. Also noch genau fünfzehn Tage bis dahin. Heute, an der »Festa del Lavoro«, war sein erster Trainingstag. Und seine Beine waren jetzt schon blau.

Daniel hatte Eduard sein Pferd, »Siria«, geliehen. Das kannte sich aus. Hoch motiviert nahm es die Aufgabe an, akzeptierte die anderen Pferde, was nicht selbstverständlich war. Pferde lebten in einer klaren Hierarchie. Es gab unter ihnen keine Demokratie. Das Innenpferd, Patrizias »Sanny«, musste sich zurücknehmen und das Außenpferd rennen lassen, auch wenn es lieber selbst vorne wäre. Also mussten die Reiter auch die Rangordnung ihrer Pferde beachten und sehr feinfühlig die Kommandos geben können. Um ein Pferd zu steuern, braucht es fast nichts. Es reichen kleinste Bewegungen aus. Es gibt Reiter, die sagen, »man kann ein Pferd auch mit den Gedanken lenken«. Eduard kannte das aus seinen vielen Jahren als »normaler« Reiter. Deshalb gelang es ihm auch, Daniels Pferd so zu lenken, dass es mit den andern lief, dicht an dicht. Das war nicht so leicht, bei dem Tempo und bei dem Gedränge. Hier kamen ihm aber seine vielen Jahre Erfahrung zugute.

In der Mittagspause meinten Peter und Daniel: »Geht gut mit dir und Siria. Passt schon.« Daniel grinste Eduard an. »Und? Was machen die Beine?«

*

Als Felicitas Bös in Seis aus dem Bus stieg, konnte sie Thomas nirgendwo entdecken. Die Sonne wärmte Anfang Mai selbst auf dieser Höhe schon ganz ordentlich, tauchte die »Festa del Lavoro« in ein müßiges Licht. Es war sehr still in Seis. Als der Bus wieder anfuhr und sich das Fahrgeräusch in der Ferne verlor, war, außer einem leichten Wind, zunächst nichts zu hören. »Idylle pur«, dachte sie. Da knatterte es zunächst leicht, dann aber zügig und lauter werdend vom Tal hoch. Ein Hubschrauber der Carabinieri überflog das schläfrige Dorf und schraubte sich den Berg hoch, flog langsam über das Waldgebiet, das Felicitas oberhalb von Seis ausmachen konnte.

Sie blickte sich erneut um. Thomas tauchte nicht auf.

Schon im Zug hatte sie vergeblich versucht, ihn zu erreichen. Er ging nicht an sein Handy. Auf ihre WhatsApp-Nachricht hatte er auch nicht reagiert. Felicitas war sauer.

Ihre Beziehung zu Thomas war nicht eindeutig definiert. »Wir sind ganz sicher kein Paar. Denn dazu gehören immer zwei«, dachte Feli. »Und ich bin nicht die Zweite. Punkt.« Ihre Beziehung fand auf einer höheren geistigen Ebene statt. So könnte man das vielleicht ausdrücken. Keine platonische Beziehung, kein Bruder-und-Schwester-Verhältnis. Felicitas brauchte Leute um sich, die viel wussten und sich auch ausdrücken konnten. Sie brauchte den intellektuellen Austausch, den Diskurs, den Disput. Ihr zukünftiger Partner musste dasselbe Format haben. So sah sie das. Thomas hatte die intellektuelle Kapazität. Vielleicht sogar im Übermaß. Aber es fehlte ihm das Gefühl, das, was eine Paarbeziehung braucht. Er war noch mehr Hirn als Felicitas, aber irgendwie nur wenig Fleisch und kaum Seele. Thomas sah das möglicherweise anders. Aber auch das war nicht klar. Waren sie »Freunde«?

Sie hatten sich an der Uni kennengelernt. Beide standen kurz vor ihrem Abschluss. Felicitas studierte Latein und Germanistik, Thomas Archäologie und Geschichte. Seinen Schwerpunkt hatte

er auf das 14. und 15. Jahrhundert gelegt. Er konnte sich für die hohe Zeit der Ritter begeistern, studierte deren Sitten und Gebräuche, Ehrenkodex, Aufstieg und Niedergang. Thomas hatte viele Talente und er sprach fließend Latein, was Felicitas beeindruckt hatte. Wenn er ihr schrieb, dann ausschließlich auf Latein. So hatten sie eine Art Geheimbund – so kam es ihr jedenfalls eine Zeit lang vor. Für sie war Thomas ein interessanter Gesprächspartner, manchmal mit Witz, immer mit viel Wissen und Weitblick. Aber nicht mehr. Er hatte sich möglicherweise auch erhofft, Felicitas als Freundin zu gewinnen. Sie hatte ihm aber klar gemacht, dass da nichts laufen würde. Thomas machte danach auch keine Anstalten mehr, sich ihr zu nähern.

Als er ihr vor vier Wochen vorgeschlagen hatte, ihn in Südtirol zu besuchen, hatte sie zunächst gezögert. Eine Auszeit schien ihr verlockend, denn sie steckte in ihrer Arbeit fest, die sie für ihren Studienabschluss brauchte. Aber als Thomas ihr von der Bergwelt des Schlern vorschwärmte, dem guten Essen, der guten Luft und so weiter, ließ sie sich überreden. »Ich kann aber nicht ewig«, hatte sie ihm gesagt. Was nicht stimmte, denn sie hatte bis Ende Juni Zeit für ihre Arbeit eingeplant und musste bis dahin nicht mehr im Institut arbeiten, wo sie als wissenschaftliche Hilfskraft angestellt war.

Felicitas konnte einige Tage in schöner Umgebung gut gebrauchen. Das letzte Jahr war anstrengend gewesen. Zudem hatte Thomas sie auch mit den günstigen Kosten gelockt. Als sie dann noch eine billige Zugfahrt ergattert hatte, war alles perfekt. Sie hatte sich gefreut. Auch auf die Gespräche mit Thomas. Und jetzt war der Kerl nicht da, um sie abzuholen.

»Das fängt ja gut an«, brummelte sie und blickte sich um. Thomas hatte ihr gesagt, dass die Pension gegenüber der Bushaltestelle sein sollte. Es gab mehrere Häuser, die infrage kamen. Sie seufzte und marschierte zum ersten Haus. Sie hatte Glück. Es war die Pension, in der er wohnte. Die Wirtin machte aber ein entsetztes Gesicht, als Felicitas nach Thomas fragte.

»Jesses, Mädchen, komm rein. Oh Gott, oh Gott.« So war die Begrüßung. Was sie dann erfuhr, gefiel ihr gar nicht.

Die Wirtin, eine kleine, drahtige Frau führte sie in die Küche und bedeutete ihr, auf der Eckbank Platz zu nehmen. Sie stellte Felicitas unaufgefordert ein Glas Saft hin. »Sie sind vielleicht durstig. Nach der Reise ...«, sagte sie leise und blickte sie dabei sorgenvoll an.

Felicitas begriff, dass die Wirtin über ihr Erscheinen informiert gewesen war, dass aber irgendetwas mit Thomas nicht stimmte. Sie trank einen Schluck und wartete.

»Ihr Verlobter«, fing die Wirtin an und Felicitas spürte, wie ihr die Hitze bis ins Gesicht schoss.

»Hat der mich als seine Verlobte hier vorgestellt«, wütete es in ihr. »Ich hätte es mir denken können ...«

Die Wirtin hatte Felicitas rot werdendes Gesicht wahrscheinlich anders interpretiert, denn sie legte ihre Hände sorgend und tröstend auf Felicitas Hände.

Die Frau erzählte: »Also, Ihr Verlobter ist gestern, so wie jeden Tag, nach dem Frühstück losgegangen. Mit seinem Rucksack. Und bis jetzt ist er nicht wieder zurück. Ich habe heute Morgen die Carabinieri angerufen. Jetzt wird die Suchaktion anlaufen. Ich höre schon den Hubschrauber. Aber ich weiß ja gar nicht, wo Ihr Verlobter immer hingegangen ist.«

Sie vernahmen ein Klopfen. Die Wirtin stand auf, ging hinaus und kam mit einem Carabiniere wieder in die Küche.

»Das ist die Verlobte von meinem Gast«, stellte sie Felicitas vor. Der Carabiniere begrüßte sie knapp, setzte sich.

Er blickte die beiden Frauen nacheinander an, wandte sich an die ältere: »Sie haben die Vermisstenmeldung gemacht?« Die Wirtin nickte zur Bestätigung. Felicitas meinte wahrzunehmen, dass sie dem Polizisten gegenüber etwas zurückhaltend war. Da war ein Misstrauen. Zumindest war da nicht diese Herzlichkeit, mit der sie ihr gegenübergetreten war. Felicitas empfand das Auftreten des Polizisten als höflich und eher angenehm, denn der Mann wirkte in seiner tadellosen dunklen Uniform und seinem korrekten Auftreten wie die Verkörperung einer Instanz, die über den Dingen stand.

»Wir haben schon mit der Suche begonnen. Unser Hubschrauber ist im Einsatz, die Bergrettung informiert. Auch die Feuerwehr ist informiert. Allerdings haben wir von Ihnen keine Einschätzung

erhalten, in welchem Gebiet wir suchen sollen. Deshalb bin ich hier.« Er blickte die ältere Frau fragend an.

»Ich kann Ihnen da leider nicht viel sagen. Der junge Mann wohnt seit drei Wochen bei mir. Er hat mir erzählt, dass er Archäologe sei und sich für das Schlerngebiet interessiere. Er sagte, hier gäbe es viel Interessantes zu erforschen.« Sie machte eine Pause. Es schien, als versuche sie, sich die Gesprächsinhalte wieder ins Gedächtnis zu holen. »Eigentlich hat er mir nichts Konkretes erzählt. Er hat aber allerhand Gerät dabei gehabt, das er auf seinen Touren mitgenommen hat. So einen langen Stecken mit einem Teller dran. Damit kann er Metall in der Erde finden, hat er mir erklärt ...« Sie schaute Felicitas an. »Aber mehr weiß ich nicht. Morgens ging er weg und abends kam er wieder. Manchmal erst, nachdem es schon dunkel war. – Dann hat er oft noch in seinem Zimmer gegessen, denn ich habe noch Licht gesehen. Was er da gemacht hat, weiß ich nicht. Er war immer freundlich. Und irgendwie auch komisch. So abwesend. Manchmal habe ich mit ihm geredet und er hat das gar nicht verstanden, glaube ich.«

»Sie können uns also nicht sagen, wo genau er sich aufgehalten hat. Nur, dass er an jedem Tag wieder zurückgekommen ist?«

»Genau.«

»Hatte er ein Auto dabei?«

»Nein, der junge Mann war immer zu Fuß unterwegs. Er hat auch kein Auto. Er kam mit dem Bus.«

Der Carabiniere notierte etwas in seinem Block.

»Dann kann er sich also nur hier in einem Umkreis bewegt haben, den man mit einem Tagesmarsch umschreiben kann. Wissen Sie zufällig, ob er sich mit jemand anderem über seine Exkursionen unterhalten hat?«

»Nein. Das weiß ich nicht. Er ist auch abends nie in ein Gasthaus gegangen. Ich hatte ihm erlaubt, meinen Kühlschrank zu benutzen. Sie können sein Fach sehen.« Sie stand auf, öffnete den Kühlschrank und deutet auf das obere Fach. Darin lagen, in Papier eingewickelt, Essensvorräte. Der Form nach zu urteilen waren es Wurst, Käse und Butter sowie zwei Flaschen Bier. Das war alles.

Der Carabiniere wandte sich an Felicitas: »Sie sind seine Verlobte?«

»Nein, das bin ich nicht!«, kam vielleicht etwas zu entschieden, denn die Wirtin blickte sie erstaunt und auch etwas irritiert

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
abrufbar: <http://dnb.d-nb.de>

3. Auflage 2025

© Athesia Buch GmbH, Bozen (2015)

Weinbergweg 7

I-39100 Bozen

buchverlag@athesia.it

Korrektorat: Eberhard Anger

Autorenfoto: Foto Meyerhenke, Haan

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, Memmingen, unter Verwendung
von shutterstock/attaphong (Silhouetten) und Foto von Othmar Seehauser
(Schloss Prösels mit Oswald-von-Wolkenstein-Ritt)

Skizzen: Oswald-von-Wolkenstein-Ritt/www.ovwritt.com

Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag

Druck: Finidr, Tschechien

Papier: Umschlag Symbol Card, Innenteil Munken Print White

Gesamtkatalog unter

www.athesia-tappeiner.com

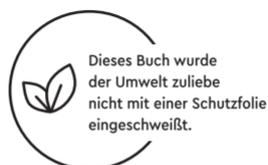
ISBN 978-88-6839-906-1

ISBN 978-88-6839-096-9 (e-Book)

Bildbeschreibung Umschlag

Schloss Prösels mit

Oswald-von-Wolkenstein-Ritt



Südtirol Krimi

Ein Mann verschwindet spurlos im
Gebiet der Seiser Alm. Ein spektakulärer
Reitunfall gibt Rätsel auf. Fabio Fameo
ermittelt vor der Kulisse des
»Oswald-von-Wolkenstein-Ritts«.

Die Geschichte hat ihren Ursprung im Vergangenen und leuchtet die Gegenwart aus. Das Geschehen reißt alte Wunden auf. Es soll an heikle Seilschaften angeknüpft werden. Wer im Wege steht, kommt zu Schaden. Die Tragik des Falls rührt aus Südtirols Geschichte her und findet ihr Ende in der mythischen Landschaft des Schlerengebiets.

Der Krimi führt zur Seiser Alm, über die Trostburg nach Kastelruth, Seis, dem Völser Weiher und Schloss Prösels und lässt den Leser den »Oswald-von-Wolkenstein-Ritt« hautnah miterleben.

ISBN 978-88-6839-906-1



9 788868 399061

athesia-tappeiner.com

14,90 € (I/D/A)